

Pfarre bezog. Er machte mit der Wittwe seines Vorfah-
rers Bekanntschaft, und ehelichte sie nach Verfluß des
Trauerjahres mit der Zugabe einiger Stieffinder, ungeach-
tet das alte Mamachen gegen Luise eine Hexe von En-
dor war. Aber sie besaß alles, was zu einer vollkommen
engerichteten Wirthschaft gehört, und war überdieß eine
vortreffliche Köchin. Beides behagte dem Herrn Pastor,
der sich an Bequemlichkeit und gute Kost in Hühenthal
gewöhnt hatte. Freilich mußten seine Ohren das Hausge-
rät und die aufgetischten Leckerbissen theuer bezahlen, und
vom Morgen bis an den Abend seinen mürrischen Ehe-
schaf quarren hören. Er ertrug das mit Hiobsgeduld
und ward es allmählich so gewohnt, wie ein Mahlmüller
das Getöse seiner Mühle.

25.

Der Abschied.

Herr Frank hatte zwar (wie sich der Leser aus dem vo-
rigen Kapitel erinnern wird) streng anbefohlen, daß Wil-
helmen der nahe Zeitpunkt seiner Verweisung für jetzt noch
ein Geheimniß bleiben sollte: allein das Herz der zärtli-
chen Mutter vermochte nicht, dieses harte Gebot zu befol-
gen. Sie ging, während ihr Gemahl, von den Kämpfen
des Tages ermüdet, nach Tisch ein Schläfchen machte, zu
ihrem geliebten Sohne und entdeckte ihm mit innigster
Behmuth, daß die nächste Nacht seine letzte in Hühnen-
thal sey.

Er fuhr ein wenig zusammen. Sein erster Gedanke
war Luise. Doch er faßte sich schnell, nahm eine gleich-

gültige Miene an und antwortete mit scheinbarer Ruhe: es sey recht gut, daß er aus dem Hause wegkomme, denn er und der Vater taugten nicht mehr zusammen.

„So scheint es, leider!“ entgegnete die Mutter. „Wer Recht oder Unrecht hat, will ich hier nicht untersuchen: so viel ist aber gewiß, daß in Streitigkeiten zwischen Eltern und Kindern den Letztern das Nachgeben geziemt. Sey also ein guter Sohn, und füge Dich nach unsern Wünschen, damit der entflohene Friede dieses Hauses zurückkehre!“ —

„Mutter, das ist unmöglich! — Den hat der rauhe Sinn des Vaters auf immer verschreckt! — Behandelt er mich nicht, als wär' ich noch der kindische Knabe, den er zum Ritter der Wahrheit schlug? — Das kann ich jetzt in meinem einundzwanzigsten Jahre nicht länger ertragen. Drum laß mich ziehn! — Aber ich bitte Dich, liebe Mutter, täusche Dich nicht mit der Hoffnung, daß mein Aufenthalt in der Stadt Deinen Heirathsplan befördern werde. Ich bin zum Ehestande noch viel zu jung: und überdieß weißt Du, wer Sitz und Stimme in meinem Herzen hat, und es so ganz erfüllt, daß kein anderes Mädchen darin Platz finden kann.“ —

Die Mutter hatte sich schon bei der frühern Unterredung über diesen Punkt völlig ausgesprochen, und erwiederte jetzt blos: „Die Zeit wird hoffentlich Deine Gesinnungen ändern. Mich aber schmerzt es tief, daß es meinem Sohne, den ich über alles liebe, so leicht wird, mich zu verlassen.“

Wilhelm betheuerte mit Wärme das Gegentheil, und er heuchelte nicht. Sie umarmte ihn zärtlich, und ging in ihr Zimmer, um seine Aufnahme im Hause des Herrn von Alving schriftlich vorzubereiten.

Indessen ahnte Luise nicht, was in der herrschaftlichen Burg auf dem Tapete war. Sie vermuthete zwar, daß die Schule dort auf immer geschlossen sey, und es war ihr selbst die Lust vergangen, ihrem abgewiesenen Freier ferner Lehre und Unterricht zu verdanken: aber die Möglichkeit, daß Wilhelm ihrewegen aus seinem Vaterhause verstoßen werden könnte, fiel ihr nicht ein. Es erschreckte sie daher wie ein Donnerschlag, als er am Abend, da sie eben mit ihren Eltern von ihm sprach, ganz athemlos in die Stube trat und mit wenigen schnellen Worten seine Abreise bekannt machte. „Fasse Dich, gutes Mädchen,“ — fuhr er fort — „und sage mir zu meiner Beruhigung in der Ferne, wie unsere Herzen mit einander stehen! — Liebst Du mich so wahr und treu, als ich Dich liebe? Und willst Du einst meine Gattin werden?“

Betäubt von der Schreckensnachricht, war sie an seine Brust gesunken und konnte nicht antworten. Dafür sprach Wigand ein lautes, väterliches Wort. „Das ist nicht fein, junger Herr!“ hob er an. „Sie setzen dem Mädchen leere, wenigstens weit aussehende Dinge in den Kopf! Ich zweifle gar nicht, daß Sie's redlich meynen: aber was hilft das? Sie sind nicht Ihr eigener Herr! Sie stehn unter der Gewalt eines unbiegsamen Vaters!“ —

„Diese Fesseln will ich bald abschütteln!“ antwortete Wilhelm. „Er denkt, mich zu strafen, indem er mich in die Residenz schickt; ich geh' aber mit Freuden dahin, um mir dort nützliche Kenntnisse zu erwerben und mich von ihm und seinen Launen unabhängig zu machen. — Drum weine nicht, liebes Mädchen! Ich verliere Dich nur eine kurze Zeit, um Dich auf ewig zu gewinnen. — Mein Vater enterbe mich dann und verschenke sein Gut; ich werde dennoch in Deinen Armen zufrieden und glücklich seyn!“ —

„Ihr Vorsatz ist brav!“ sagte Wigand. „Bilden Sie sich durch Fleiß und Thätigkeit zu einem selbstständigen Manne, der sich mit eigener Kraft seine Bahn durch die Welt bricht!“ —

„Bei Gott! das werd' ich! Aber nicht ohne Dich, meine Luise! — Sprich, willst Du mich auf den Blumen- oder Dornenwegen meines Lebens begleiten?“ —

„Treu bis in den Tod!“ antwortete sie mit sanftem Feuer, und umarmte ihn.

„Nun sind wir unzertrennlich!“ rief er aus. „Nun vermag keine menschliche Gewalt das feste Band unserer Herzen zu zerreißen und den Fels unserer Liebe zu erschüttern. — Versucht man etwa in der Folge, Dich durch falsche Gerüchte zu täuschen — sprengt man vielleicht aus: ich hätte Liebshaftern in der Stadt — würde dieß oder jenes Frauenzimmer heirathen und dergleichen: so glaube nichts, durchaus nichts! Eher werden die Ströme ihren Lauf rückwärts nehmen und die Sonne bei Nacht scheinen, eh' ich mich der kleinsten Untreue gegen Dich schuldig mache!“ —

Luise fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter, als er jetzt, vom Schmerz der Trennung durchschauert, stammelnd Abschied nahm, und fortstürzte. Er kam unvermißt ins Schloß zurück, ehe seine Eltern ihre Piquetpartie zu Ende gespielt hatten, mit der sie sich täglich nach dem Abendessen so eifrig beschäftigten, daß sie die unangenehmsten häuslichen Vorfälle darüber vergaßen.

Der Brief an die Frau von Alsing war geschrieben und der Mantelsack des Reisenden gepackt. „Er soll reiten!“ hatte der Vater gesagt. „Ich will mir seiner Bequemlichkeiten wegen keinen Wagen ruiniren. Auch mag

ich ihn nicht mehr sehn. Ich gehe morgen mit Anbruch des Tages auf die Jagd, und eh' ich aus dem Walde zurückkomme, muß er fort seyn, sonst geb' ich ihn das Geleit mit der Hesperische!" —

Diesen väterlichen Segen wartete Wilhelm nicht ab. Er ritt früh genug, nach einem betrübten Abschiede von seiner Mutter, — den sie durch eine schwere Goldbörse etwas zu erleichtern suchte — zum Thore hinaus und blickte nach dem rothen Dache des Schulhauses so lange zurück, als er noch in weiter Ferne die Spitze des Schornsteins erspähen konnte. „Hat der Herr was verloren?“ fragte in aller Unschuld sein Begleiter, ein vierschrotiger Bauer, dem man einen Hut mit grünen, rothen und gelben Federn auf den dicken, struppigen Kopf gedrückt hatte, um den ehrlichen Hans Michel zu einem stattlichen Reitknecht zu stempeln. Er bekam auf seine wiederholten Fragen keine Antwort, und machte im Stillen seine Glossen darüber.

26.

Die Hasenjagd.

Wilhelm that vier starke Tagereisen, ohne daß ihm ein bedeutendes Abenteuer auffieß. Er langte wohlbehalten vor den Thoren der Hauptstadt an. Es war ein heiterer Sommertag; ein bunter Menschenstrom ergoß sich aus hundert Gassen, um außerhalb der Mauern im Grünen zu lustwandeln und der lieblichen Abendkühle zu genießen. Wilhelm und Michel hatten so wenig als ihre Kasse jemals eine große Stadt gesehen; mancher alltägliche An-